

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1813

[Pflanzen]

[urn:nbn:de:bsz:31-263374](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263374)



A r z n e i = P f l a n z e n.

Nro. 1. Die China oder Fiebrinde.

(Cinchona officinalis. L.)

Das Vaterland des Fiebrindenbaums ist Peru. Er hat kleine ovale, wolligte Blätter, blüht blauroth, und trägt braunen Samen. Die spezifische Arznekraft seiner hochberühmten Rinde gegen die Wechselfieber wurde erst vor anderthalb hundert Jahren durch Zufall entdeckt, und seitdem werden junge und alte Bäume geschält, und es gehen ungeheure Quantitäten von dieser Rinde nach Europa. Die Rinde selbst sieht, wie Fig. a. zeigt, äußerlich graubraun aus, ist von jungen Bäumen und Zweigen am besten, und zusammengerollt nicht über 2. bis 3. Linien dick. Man hat dreyerlei Sorten von dieser Rinde, weiße, gelbe und rothe, welche aber nicht von einerley Baume kommen. Die beste Chinarinde erhalten wir über England, und sie macht einen beträchtlichen Handelsartikel aus.

Nro. 2. Die Jalappe.

(Convolvulus jalappa.)

Die Jalappe, deren Wurzel wir als eine starkpurgirende Arznei kennen, gehört zu dem Geschlechte der Winden, und ihr Vaterland ist Mexico und ganz Westindien. Die Pflanze selbst, welche sich um andere Pflanzen und Bäume herumschlingt, und 8 bis 10 Fuß in die Höhe klettert, hat sehr ungleiche Blätter, so daß fast keines dem andern ähnlich sieht. Die Wurzel ist knollicht (Fig. b.), sieht von außen schwarzbraun und von innen aschgrau aus, und wird in den Apotheken als ein starkpurgirendes Arzneimittel gebraucht.

A r z n e y p f l a n z e n.

China = oder Fieberrinde.

(*Cinchona officinalis.*)

China, Quinquina, Fieberrinde und peruanische Rinde sind verschiedene Benennungen eines und desselben Produkts. Man kennt wohl 8 bis 9 verschiedene Gattungen des Fiebersindensbaums; der officinelle aber ist der berühmteste. Lange kannte man ihn nicht genau, obgleich seine Rinde schon berühmt war. Diejenigen, welche die Rinde abschälten und verkauften, hatten theils keine Kenntniß, um den Baum botanisch zu bestimmen, theils dachten sie bloß auf den Gewinn. De la Condamine hat uns die besten Nachrichten vom Chinabaum geliefert. Er untersuchte ihn auf seiner Reise in Peru selbst, im Jahre 1737, an Ort und Stelle.

Der Baum wird ziemlich hoch, und oft so dick, wie der Leib eines Mannes; doch findet man dergleichen jetzt nur noch selten, weil sie gewöhnlich weit früher durch das Abschälen der Rinde absterben, ehe sie zu jener Dicke gelangen. Gewöhnlich trifft man sie jetzt von 8 bis 9 Zoll Dicke im Durchmesser an. Condamine fand schon damals wenige, welche über 12 bis 15 Fuß hoch und mehr als Armsdick waren. Die Farbe des Stammes kann man ungefähr aus den, bey der Abbildung befindlichen Rindestücken abnehmen. Der Baum treibt oben viele Zweige. Die gestielten Blätter sind von elliptischer Form und von gelblich grüner Farbe, oben glatt und unten haarig, und ziemlich dick. Der gemeinschaftliche Blumenstiel kommt aus den Blattwinkeln, und theilt sich in viele kleinere, welche einen Büschel bilden. Die Blüthen stehen einzeln auf den feinen Stielchen, und gleichen der Form nach so ziemlich den Blumen des Lilaks oder spanischen Hollunders. Sie sehen

blaß zinnoberroth aus. Der fünfzählige Kelch ist glockenförmig; die Blumenkrone trichterförmig, fünftheilig und an der Spitze der Lappen wollig. Sie enthält fünf Staubgefäße, einen einfachen Fruchtknoten, Staubweg und Narbe. Die Samenkapsel ist durch zwey gleichlaufende Scheidewände in zwey Fächer getheilt, und enthält viele Samen, welche länglich und plattgedrückt sind.

Das Königreich Peru ist das eigentliche Vaterland des Fiebrindenbaums. Hier wächst er vornämlich eine Meile von Loja oder Loja, auf Bergen und auf der ganzen Bergkette, welche sich von da 25 bis 30 Meilen nordwärts erstreckt. Hier und da wächst er auch an den Ufern kleiner Flüsse. Auch fand man ihn auf den Bergen im Gebiete von Cuenza. Hin und wieder trifft man ihn einzeln unter andern Bäumen, gemeinlich aber in Menge besammen.

Die Kraft der Rinde soll schon vor der Ankunft der Spanier in Peru den Eingebornen bekannt gewesen seyn. Sie bemerkten dieselbe, wie man sagt, zufälligerweise. Ein Amerikaner, der mit dem Fieber behaftet war, trank aus einem Teiche, um seinen Durst zu stillen. Neben dem Teiche standen viele Fiebrindenbäume, von welchen einige mit den Stämmen in den Teich gefallen waren. Sie hatten dem Wasser desselben ihre Kraft mitgetheilt. Der Amerikaner fand den Geschmack des Wassers zwar bitter, wurde aber bald von seinem Fieber befreit. Er vermuthete gleich, daß die Ursache der Heilkraft des Wassers in den hineingefallenen Baumstämmen läge, und rief noch mehreren Fieberkranken davon zu trinken, welche denn auch gleiche Wirkung verspürten. So wurde die Rinde des China baums als ein vortreffliches Arzneymittel unter den Peruanern bekannt. Man sagt, diese hätten die Heilkräfte der Rinde hernachmals vor den Spaniern geheim zu halten gesucht.

Nach einer andern Erzählung machte Jussieu, Condaminens Reisegefährte, die Einwohner mit dem Nutzen der Fiebrinde erst recht bekannt, und zeigte ihnen, daß ihre Furcht vor der erhitzen Eigenschaft derselben völlig ungegründet sey. Beyde Erzählungen lassen sich sehr gut vereinigen; man darf nur annehmen, daß von Eingebornen in verschiedenen Distrikten die Rede seyn könne. Gewiß läßt sich weder die Veranlassung, noch die Zeit angeben, wo die Heilkraft der China zuerst entdeckt wurde. Fabelhaft scheint die Sage einiger Amerikaner, welche vorgeben, man hätte den Gebrauch von den (amerikanischen) Löwen gelernt, welche die Rinde aus Instinkt bey dem kalten Fieber genößen.

Zu Condamine's Zeiten standen die Eingebornen in Peru noch in dem Wahne, daß die Europäer die ungeheure Menge von Chinarrinde, die sie wegführten, zum Färben gebrauchten.

In Europa lernte man dieses wirksame Arzneymittel weit später kennen. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Gattin des Vicekönigs von Peru, Grafen del Ein-
29tes Best.

Chon, der in Lima residirte, wurde von einem heftigen Wechselfieber befallen. Der Stadtrichter (Corregidor) von Loja empfahl ihr die Rinde. Sie nahm davon und genas. Dies geschah im Jahre 1638. Sie theilte nun selbst Pulver von der Rinde aus, und diese wurde weiter unter dem Namen der Gräfin-Pulver (pulvis comitilla) bekannt. Nachher überließ sie den dortigen Jesuiten die Ausheilung desselben und nach ihnen wurde es Jesuitenpulver genannt. Als hierauf der Generalprocurator der Jesuiten zu Lima dem Cardinal de Eugo zu Rom eine Portion davon übersandte, erhielt es den Namen Cardinals-pulver. Der erwähnte Procurator soll hernach auch auf seiner Reise nach Frankreich Ludwig den Vierzehnten, der damals noch Dauphin war, dadurch vom Fieber befreit haben. Der Graf del Cinchon und seine Gattin kamen im Jahre 1648 aus Amerika wieder nach Spanien, und diese machten die Heilkräfte und den Gebrauch noch mehr in Europa bekannt. Nun wurde davon eine Menge nach Spanien geholt, so daß nach und nach um Loja herum schon Mangel an Bäumen zu entstehen schien, und die Einwohner der dortigen Gegenden wieder ähnliche Rinden untersuchten.

In Peru heißt die Rinde Corteza oder Cascara de Loja, d. i. Rinde von Loja, auch Cascarille, d. i. kleine Rinde.

Vom September bis in den November wird die Chinarinde von den Bäumen geschält, denn nur in diesen Monaten hört es auf, im Gebirge, wo der Baum wächst, zu regnen. Man macht Einschnitte in die Rinde bis auf das Holz, und hört nicht eher auf mit Abschälen, bis der ganze Baum von Rinde entblößt ist. Die abgeschälte Rinde legt man an die freie Luft, und wendet sie fleißig um, damit sie trockne. Naß darf sie gar nicht werden. Nach dem Abschälen geht der Stamm zwar verloren, es treiben aber neue Sprossen aus der Wurzel hervor. Außerdem pflanzt sich der Baum auch durch Ausstreuung des Samens fort. Ob er sich gleich selbst so ansehnlich vermehrt, steht doch zu befürchten, daß man mit der Zeit Mangel an diesem nützlichen Heilmittel leiden werde; denn die Einwohner denken nicht einmal an die nöthige Schonung, geschweige an Anpflanzung.

Ehemals wurde die Rinde von den Bäumen auf dem Berge Cajanuma, drittes halb französische Meilen von Loja, für die kräftigste gehalten. Man unterscheidet an Ort und Stelle drey oder vier Sorten: eine weiße, röthliche, gelbliche und eine mit Runzeln. Die weiße scheint nicht von dem officinellen Chinabaum zu kommen, sondern von einem ähnlichen Baume. Die röthliche und gelbe aber sind wohl nicht wesentlich verschieden. Die käufliche ist gemeinlich auf der äußern Fläche bräunlich, zuweilen mit etwas Baumflechten bedeckt; innerlich sieht sie mehr röthlich, fast wie Eisenrost aus. Es gibt größere und kleinere Stücke, je nachdem der Zweig oder Stamm stark war, von welchem man sie abschälte. Die Rindenstücke vom Stamme sind dick und nicht zusammengerollt, die von den dünneren Zweigen bilden Röhrchen. Man sieht auch wohl kleingebröckelte Rinde, die äußerlich weiß, inwendig gelblich ist; diese soll von der Wurzel herkommen. Sie wird in Spa-

nien sehr geschätzt, und hoch im Preise gehalten. Die beste soll die seyn, welche dem Zimmt an Farbe ähnlich ist, und bey ihrer Bitterkeit etwas Zusammenziehendes und Gewürzhafte hat. Ihr Geruch ist schwach, etwas dumpfig und gewürzhast. Gute China muß überhaupt nicht holzig und hart, nicht faserig, aber auch nicht schwammig seyn; sie muß leicht zerbrechen, und sich mit den Zähnen leicht zerreiben lassen. — Sie ist, wie fast alle dergleichen Artikel, der Verfälschung sehr ausgesetzt. Als man diese zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu sehr übertrieben, blieben im Hafen von Loja viele tausend Pfund ungekauft liegen.

Die China hält sich drey bis vier Jahre lang gut; dann aber verliert sie sehr an Kraft. Sie kommt aus dem spanischen Amerika nach Cadix, in Fässern von 5 bis 600 Pfund. Von Cadix aus wird sie in Kisten, die mit Leder überzogen sind, weiter verführt. Die Preise dieser Waare sind nach ihrer Güte verschieden. Auch über London kann man Chinarinde erhalten.

Was die Wirksamkeit der Rinde betrifft, so wird darüber verschieden geurtheilt. Man hat ihr manchmal vorgeworfen, daß sie das nicht leiste, was man ihr nachrühme; allein diese Vorwürfe treffen wohl lediglich die fälschlich für China ausgegebenen Rinden. Daß es so lange dauerte, ehe ihr Gebrauch allgemein ward, lag vornämlich in dem anfänglich so theuern Preise. In Rom hatte sie erst mit dem Silber gleichen Werth. In England verwarfen eigennützigte Aerzte ihren Gebrauch deswegen, weil sie so schnell heilte. Es fanden sich auch an andern Orten Widersacher; dennoch ward die China immer berühmter. Wechselfieber waren die ersten Krankheiten, gegen welche man sich ihrer mit sehr glücklichem Erfolge bediente. Die Art ihres Gebrauchs bey diesen Krankheiten ist verschieden, und muß der Beurtheilung eines geschickten Arztes überlassen werden. Nach Einigen soll sie gepulvert die besten Dienste thun. Freylich ist Manchem der Geschmack so zuwider, daß er das Pulver in eine Oblate hüllen muß, um es zu verschlucken. Einige Aerzte versehen es mit Zucker und Zimmt. Auch kann man es in Mandelmilch, in Chocolate und andern flüssigen Substanzen einnehmen. Das Süßholz ist eins der besten Mittel, den Geschmack der China zu verdecken. Da nun aber schwache Magen das Chinapulver oft wieder von sich geben, so bereitet man auch einen wässerigen Absud aus der Rinde, dem man ebenfalls durch Zucker und andere Zusätze einen angenehmen Geschmack gibt. Jetzt kocht man die China nicht immer, sondern bedient sich auch eines kalten Aufgusses derselben, welcher dem Absude auf keine Weise an Wirksamkeit nachsteht. Man kann auf eine Unze Chinapulver 8 bis 12 Unzen kaltes Wasser gießen, und die Mischung 12 bis 24 Stunden stehen lassen. Die heilende Kraft der Rinde wird durch kaltes Wasser eben so vollkommen ausgezogen, als durch heißes. Unter gewissen Umständen ist ein Aufguss von Wein oder andern geistigen Getränken sehr zuträglich.

Merkwürdig ist, daß die Fiebrinde, auch äußerlich gebraucht, gleiche Wirkungen bey Wechselfiebern hervorbringt. Der Gebrauch geschieht vermittelst der Klystiere, der Umschläge &c. Ja, bloßes Pulver wirkt schon äußerlich. Ein Arzt ließ ein Kamisol ohne Arme von doppelter Leinwand machen, ganz feines Chinapulver hineinnähen, und auf den bloßen Leib anziehen. Er heilte hierdurch Wechselfieber vollkommen. Wie sehr dieser Umstand bey Kindern und andern Personen, die nicht gern einnehmen, zu statten komme, leuchtet von selbst ein.

Außer den Wechselfiebern dient die China auch in Faul- und Nervenfiebern vorzüglich. Nur muß der Patient sich unter den Händen eines geschickten Arztes befinden, weil sie sonst auch gemißbraucht werden kann.

Bev bössartigen Blattern ist sie ein sehr wirksames Mittel. Sie befördert nicht nur den Ausbruch derselben, sondern setzt auch dem Eiterungsieber Schranken, und hindert die Fäulniß. Sie hemmt sogar die Wuth pestartiger Krankheiten. In allen Zufällen und Beschwerden, die von Nervenschwäche herrühren, ist ihr Nutzen entschieden. Aber auch schon bey äußerlichen Schäden ist sie mit glücklichem Erfolge angewendet worden. Sie hemmt Blutungen, und zwar nicht allein diejenigen, welche aus einer saulen Auflösung des Geblüts herrühren, sondern unter gewissen Umständen auch solche, wo jene Auflösung nicht statt findet. Man hat sie beym Blutspeyen, Blutharnen &c. gebraucht, und den besten Erfolg davon gesehen. Auch in der allerschrecklichsten Krankheit, im kalten Brande, läßt sich von ihr, aber freylich nur unter gewissen Umständen, Hülfe erwarten. Man hat mehrere Beyspiele, daß sie nicht nur dem Brande, der aus einer fehlerhaften Beschaffenheit der Säfte herrührt, sondern auch dem Einhalt gethan, der auf Quetschungen, Verrenkungen, Geschwüre und Verwundungen folgte. Merkwürdig ist insonderheit ein Fall, wo ein hundertjähriger Greis, dessen Kreuz vom Durchliegen bis auf die Knochen brandig geworden war, durch die China wieder hergestellt wurde.

Es ließen sich außerdem noch eine Menge von Zufällen anführen, in welchen die China sich wirksam bewiesen hat; allein das Gesagte ist hinlänglich, um sich zu überzeugen, daß dieses Heilmittel eins der allervortrefflichsten ist, welches die gütige Natur dem Menschen zu seiner Erhaltung anwies. Verdient irgend ein Arzneymittel spezifisch genannt zu werden, so ist es die China.

In den Apotheken bereitet man allerley Fiebrindenextrakte, einfache und zusammengesetzte Tinkturen und Essenzen; Harz, Syrup, Pulver &c. Berühmt ist vorzüglich das berlinische Fiebrindenpulver, welches ein berühmter Arzt, du Clos, in Berlin erfand. Seine Zusammensetzung ist ein noch nicht entdecktes Geheimniß.

Man war neugierig zu wissen, welche Bestandtheile die große Wirksamkeit der China verursachen. Zu dem Ende ist auch die Rinde chemisch zerlegt worden, allein dieß hat zur Erklärung ihrer Wirksamkeit wenig oder gar nichts beygetragen. Bey der Untersuchung brachte man harzige und gummöse Theile heraus. Beyde betragen am Gewicht etwa die Hälfte der Rinde; das Ubrige enthält noch erdige Theile und etwas Laugensalz. Die Angabe des Verhältnisses der gummösen und harzigen Theile ist verschieden. Nach Einigen ist mehr Gummi, nach Andern mehr Harz vorhanden. Bey der Destillation mit Wasser zeigen sich auch Spuren von einem wesentlichen Oel, wenn man das Feuer ein wenig verstärkt. Man nimmt es in Gestalt kleiner Kügelchen auf der Oberfläche, aber nur mittelst eines Vergrößerungsglases wahr. Es erregt auf der Zunge eine stechende Empfindung, die zwar schwach, aber doch stärker ist, als die vom Wasser. Nach einigen Tagen läßt das abgezogene Wasser einen schleimigen Bodensatz fallen, und verliert nach und nach die Farbe und den aromatischen Geschmack, den es anfangs hatte. Die zusammenziehende Kraft scheint im Harze enthalten zu seyn, welches durch anhaltendes Kochen im Wasser ausgeschlemmt, aber nicht eigentlich aufgelöst wird: daher denn der Absud nach und nach trübe wird. Wenn das Harz durchs Kochen herausgebracht ist, so bemerkt man in dem eingekochten Rückstande nichts Zusammenziehendes mehr, sondern nur noch die bloße Bitterkeit. Die Kraft läßt sich bey der Chinarrinde, so wie bey andern bittern und zusammenziehenden Mitteln aus dem Pflanzenreiche wie wir schon oben gesehen haben, eben so gut durch kaltes als durch heißes Wasser herausziehen. Durch bloßes Einweichen bringt man eben so viel Harz heraus, als durchs Kochen. Durchs Reiben wird die Auflösung im Wasser beschleunigt, wodurch gleichwohl ein Theil des Riechbaren verloren geht, und sich in der Luft umher verbreitet. Aber weder kaltes noch heißes Wasser, noch auch der gereinigte Weingeist, ziehen einzeln alle wirksamen Theile aus. Das kalte Wasser zieht mehr aus als der gereinigte Weingeist; gewöhnlicher Brantwein aber mehr, als das Wasser, und Rheinwein noch mehr. Das allerbeste Auflösungsmittel, welches alle auflösbaren Theile auszieht, ist eine Mischung von Wasser und gereinigtem Weingeist. Das Pulver der Rinde, aber nicht das Extrakt, enthält Eisentheile. Ob die Rinde gleich, wenn man sie kocht, einen zusammenziehenden Geschmack erregt, so macht sie doch die Vitriolauflösung nicht, wie andere zusammenziehende Mittel, schwarz, sondern vielmehr grün. Doch fand ein Anderer, daß die grüne Farbe sich in die schwarze verwandelte, wenn es gehörig verdünnt wurde. Man kann ein wahres Salz in Krystallengestalt aus der Fiebrerrinde erhalten, welches durchsichtig, blaßgelb und etwas salzig ist, sich an die Böhne anhängt, und wie Rhabarbar riecht. Es läßt sich im Wasser leicht auflösen, und die Auflösung wird klar. Läßt man sie abrauchen, so kommen die Krystallen wieder zum Vorschein.

Daß die China eine säulnißwidrige Kraft besitze, die jedoch so stark nicht ist, wie die von Kamillen und einigen andern Pflanzen, ist schon erwähnt worden. Auf welche Art sie der Säulniß entgegen wirke, ist noch ungewiß.

Manche glauben vermuthlich, daß die ganze Wirkung der Fiebrinde auf ihrer Bitterkeit und zusammenziehenden Kraft beruhe; allein dieß ist ein Irrthum. Ihre Wirkungen sind so mannichfaltig und so verschieden, daß alle andern bekannten Mittel, die doch auch einen hohen Grad von Bitterkeit haben, umsonst an ihrer Stelle versucht wurden. Bey gewissen Krankheiten ist es ganz offenbar, daß die China vorzüglich auf die Nerven wirkt; die Meinungen über die Art und Weise ihres Wirkens sind sehr verschieden.

Als Surrogate der Fiebrinde hat man in unsern Tagen die Rinde von verschiedenen Gewächsen empfohlen. Es gehören dahin der Tulpenbaum, die Korkkastanie, die Esche, verschiedene Weidengattungen und andere. Vom Holze der Quassie hat man eine gleiche Wirkung vermuthet, welche jedoch nicht erfolgt ist.

D i e J a l a p p e .

(*Convolvulus jalappa.*)

Die Jalappe gehört zu den Windengattungen, deren auch bey uns im Getreide und an Bäumen einige wild angetroffen werden. Den deutschen Namen scheint man ihnen deswegen gegeben zu haben, weil sich der Stängel der meisten um andere nahe stehende Gesräuche, Zweige u. windet. Der lateinische Name hingegen hat Beziehung auf die Blüthe, welche vor dem Aufbrechen schraubenartig gewunden ist.

Alle Winden haben an ihren Blüthen einen sehr kleinen fünftheiligen Kelch, glockenförmige gefaltete Kronen; fünf Staubgefäße; einen einfachen Fruchtknoten und Staubweg mit zwey Narben. Die Samenkapsel ist zwey- bis dreysächerig und jedes Fach enthält zwey Samen. Die Winden gehören, wie der Chinabaum, in die 5te Klasse.

Der Stängel der Jalappenwinde ist grün und nicht dick. Er windet sich an nahe stehenden Gegenständen hoch auf. Seine Blätter sind lang gestielt, glatt und von verschiedener Gestalt; theils sind sie herzförmig, theils lanzetförmig, mehr oder weniger länglich und eckig. Jede Blume sitzt auf einem besondern Stiele. Derjenige Theil der Pflanze, den man als Arzneimittel in den Apotheken findet, ist die Wurzel. Diese hat eine rundliche Gestalt. Sie gleicht einigermaßen den kleinen runden Kettigen; nur ist das dicke Ende nach unten und das dünne nach dem Stängel zu geköhrt, und die äußere Fläche nicht so eben sondern höckerig und runzlicht. Sie sieht schwärzlich aus, ist dicht und schwer. Wenn man sie

ausschneidet, sieht sie weißlich oder grau aus, und es dringt ein milchartiger Saft aus den Röhren hervor. Nach Murray ist sie inwendig dunkelgrau, mit schwarzen Streifen. In den Apotheken findet man sie nur in Scheiben oder in Stücken zerschnitten. Dieß geschieht schon an Ort und Stelle, wo sie wächst. Man zerlegt sie deswegen, damit sie sich desto besser erhalte, und trocken lasse.

Nicht alle käufliche Jalappe ist von einerley Güte. Je dichter und schwerer, desto besser; dabey muß sie fest, innerlich fast glänzend, schwarz und harzig, nicht mehlig noch weiß seyn. Gute Jalappe muß bey dem Zerstoßen leicht zerspringen, am Lichte sich entzünden, und einen starken widrigen Geruch von sich geben. Die wurmstichigen Wurzeln, welche man sonst nicht zu achten pflegt, sind bey der Jalappe gerade, wie versichert wird, die besten zum Gebrauche, und zwar aus dem Grunde, weil die Würmer, oder vielmehr Insektenlarven, welche die Löcher verursachen, nicht die harzigen Theile, sondern nur die Holzfasern angreifen und zerstören. Die wurmstichigen enthalten also mehr Harz. Die leichten und weißlichen Wurzeln sind solche, woraus das Harz schon ausgezogen ist. Sie kommen auch unter den übrigen im Handel mit vor.

Die Jalappenwinde ist eine ausdauernde Pflanze. Sie wächst in Mexiko und andern Ländern des südlichen Amerika wild. Um die Stadt Kalappe soll man eine unbeschreibliche Menge Jalappenwurzeln jährlich gewinnen, so daß davon 7 bis 8000 Zentner ausgeführt werden können.

So lange man die Jalappe nur noch als bloßes Arzneymittel, das durch den Handel in die Apotheken kommt, kannte, und die Pflanze, von der sie herrührt, noch nicht bestimmt war, glaubte man, sie wäre die Wurzel einer andern Pflanze, die man Wunderblume (*mirabilis jalappa*) nennt, und die ihrer schönen vielfarbigen Blumen wegen auch bey uns in Gärten gezogen wird. Man wollte dieses noch mehr damit bekämpfen, daß diese Pflanze sogar im Elsaß im Großen angebauet wurde. Aber die Wurzel der Wunderblume hat eine rübenähnliche Gestalt, sie ist ferner lange nicht so kräftig. Jetzt scheint es keinem Zweifel mehr unterworfen zu seyn, daß die Jalappe von der Winde komme. Ein französischer Botaniker, Chiery de Menonville, sammelte vor einigen Jahren bey Vera Cruz die Wurzeln der Jalappenwinde ein, und zeigte sie dem Apotheker dieser Stadt, der sie für die eigentliche Jalappe erkannte.

Im Jahre 1610 kam sie aus Kalappe nach Europa, und wurde ihrer heilsamen Eigenschaften wegen bald in den Apotheken aufgenommen. Jetzt treiben die Spanier den Handel damit. Man läßt sie aus Cadix kommen. Sie wird, wie der spanische Indigo, in Suronen verkauft. Man kann auch gemahlne aus Holland erhalten. Diese ist aber oftmals verfälscht.

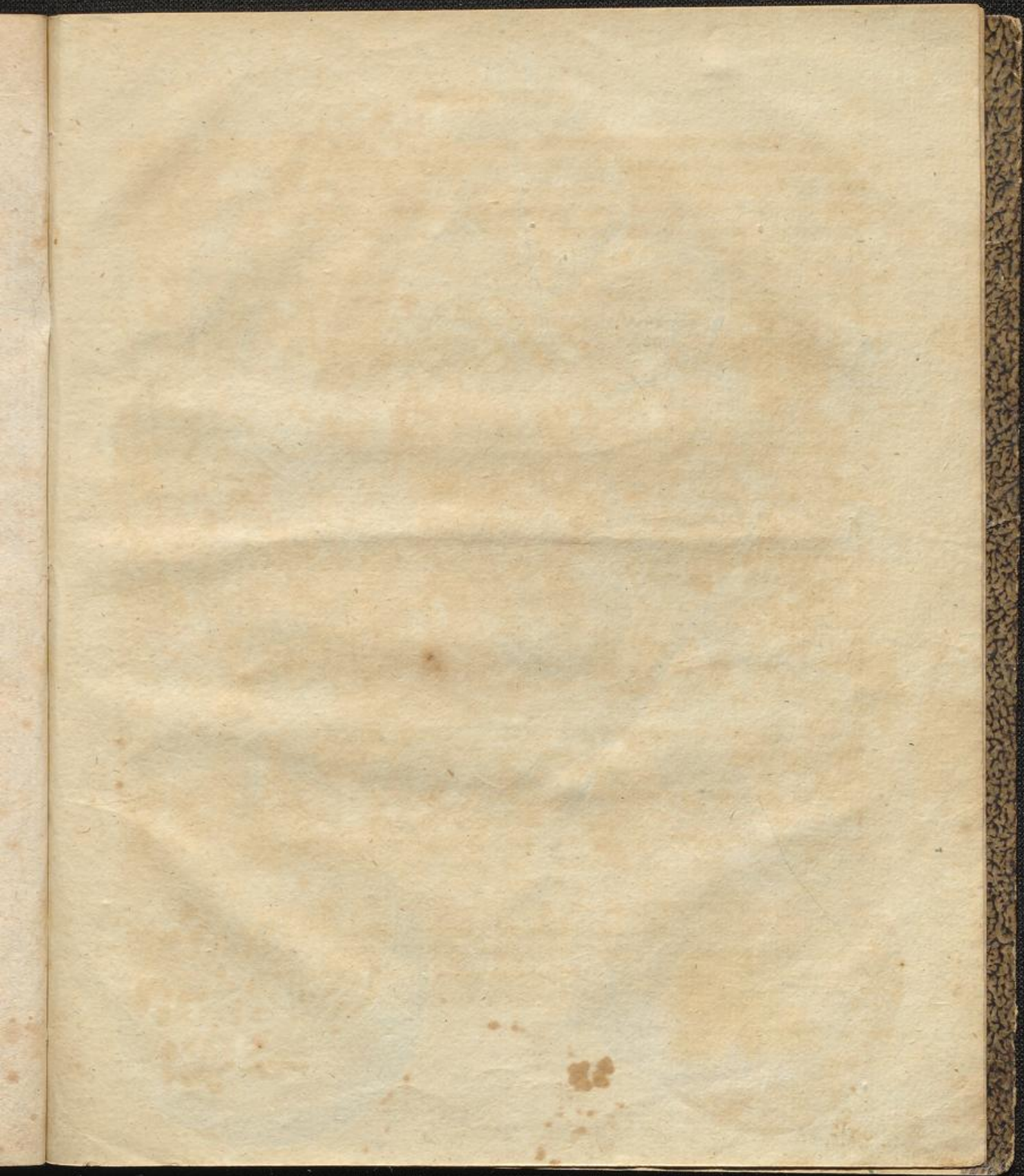
Über die Bestandtheile der Jalappe sind die Meinungen getheilt. Die Gemischten Zerlegungen geben verschiedene Resultate. Zwölf Unzen-Wurzel gaben nach der Zerlegung zwey Unzen harziges Extrakt; ein andermal aber, da der wässrige Extrakt war ausgezogen worden, gab der Rückstand nur eine Unze. Smelin fand fast den vierten Theil Harz in der Wurzel. Andere erhielten viel weniger.

Wenn man die Jalappe in den Mund nimmt, so empfindet man ein leichtes Stechen auf der Zunge. Schluckt man sie hinter, so zeigt sich das Stechen im Schlunde stärker. Gepulvert gibt sie einen widrigen Geruch von sich. Je mehr harzige Theile sie enthält, desto wirksamer ist sie. Das wässrige Extrakt, welches fast gar kein Harz enthält, führt wenig oder gar nicht ab.

In chronischen Krankheiten ist die Jalappe ein treffliches Purgirmittel, das sich zugleich durch seine Wohlfeilheit empfiehlt. Schade ist, daß man sich nicht immer auf die Wirkung bestimmter Gaben verlassen kann, da die Wurzel nicht immer eine gleiche Menge Harz enthält. Wenn die harzigen Theile gehörig zerrieben werden, so erregt sie bey dem Gebrauch weder Schneiden im Leibe noch andere Zufälle. Sie schickt sich sehr gut für Personen, die einen schwammigen schlaffen Körper haben. Auch für Kinder ist sie gut, sobald sie über ein Jahr alt sind. — Außer der abführenden Kraft besitzt die Jalappe auch noch andere rühmliche Eigenschaften. Man hat sie mit sehr glücklichem Erfolge gegen die Würmer gebraucht. Ja, selbst der Bandwurm widersteht ihr nicht. Von einer Frau, welche die besten Wurmmittel ohne Nutzen gebraucht hatte, trieb ein halbes Quentchen Jalappe einen Bandwurm von sechs Ellen, und bei einem fünfzehnjährigen Mädchen zwey Portionen Jalappe einen von vierzehn Ellen ab. Bey der Wassersucht befördert sie die Ausleerung des Wassers durch den Darmkanal in solchen Fällen, wo bereits eine Geneigtheit zu Ausleerungen auf diesem Wege vorhanden ist.

In England bedienen sich die Bierbrauer und Brantweimbrenner ihrer als eines Gährungsmittels.

In den Apotheken findet man die Wurzel auf verschiedene Art zubereitet. Man hat Jalappenharz, Jalappensextrakt, Jalappentinktur. Das Harz ist sehr scharf, und darf nur in geringen Portionen und mit großer Behuthsamkeit gebraucht werden.





Der Granatapfel.

(*Punica granatum.*)

Der Granatapfel gehört unter die edlen Südfrüchte, und ist wegen seines erquickenden Saftes, als eine labende Frucht in den heißen Ländern, wo er wächst, bei uns aber als ein gutes Arzneymittel, sein Baum aber, wegen der prächtigen Blüthe, als eine Zierde untrer Gärten bekannt. Er wächst vorzüglich in der Barbary, Aegypten, Syrien, Spanien, im südlichen Frankreich und in Italien im Freyen, verlangt aber sorgfältige Kultur, wenn er gute Früchte tragen soll.

In sehr heißen Ländern, z. E. im südlichen Afrika und unter der Linie, gedeihet er nicht. Es gibt zweyerley Sorten Granat. Bäume, nemlich mit einfacher Blüthe (Fig. 1.) und mit gefüllter Blüthe. (Fig. 2.) Nur die mit einfacher Blüthe tragen Frucht; die andere Sorte hingegen wird eben wegen der Schönheit ihrer hochrothen Blüthen bey uns in den Gärten unter der übrigen Orangerie gezogen, und eben so gewartet. Der Granatapfel selbst (Fig. 3.) welcher oft so groß wie untre größten Aepfel wird, sieht, wenn er reif ist, von außen braungelb aus, hat eine zähe lederartige Schale, innerlich aber ein sehr saftreiches gelbliches Fleisch, fast wie die Citrone oder Apfelsine, in welchem, in 8 bis 9 Abtheilungen, eine Menge rother wohlschmeckender Kerne liegen, wie der Durchschnitt der Frucht Fig. 4. zeigt.

87
11

Der Granatapfel.

(*Punica granatum.*)

Die Granatäpfel hießen bey den alten Römern Mala punica, d. i. punische oder carthagische Äpfel; hieraus ist der Geschlechtsname dieses Baums entstanden. Wahrscheinlich kamen die ersten Granatbäume aus der Gegend von Carthago, in Afrika, nach Italien, und wurden hernach weiter im südlichen Europa ausgebreitet. Im Orient ist der Baum sehr gemein, und wächst in Syrien, Palästina, Persten, Indien u. s. w.; auch in Westindien im Freyen und wild. Er soll hin und wieder selbst im Oesterreichischen und in der Schweiz angetroffen werden. Bey uns zieht man ihn zwar häufig seiner schönen Blumen wegen, aber nur in Gefäßen, die den Winter über in Gewächshäuser gebracht werden. Vermuthlich würde er auch, wenigstens bey gelinden Wintern, im Freyen aushalten, wenn man junge Stämme nach und nach daran gewöhnte; bey strenger Kälte könnte man ihm einige Bedeckung geben. In der Pfalz sind Versuche dieser Art recht gut gelungen.

In der Wildniß hat der Granatbaum bey weitem das schöne Ansehen nicht, als wenn er sorgfältig gezogen wird. Er wächst alsdann mehr strauchartig, schlägt Zweige von unten auf, und erreicht nur eine Höhe von 8 bis 10 Fuß. Durch Kultur zieht man Bäume, welche wohl 18 bis 20 Fuß hoch werden, einen ziemlich geraden Stamm und oben eine ausnehmend schöne Krone bilden. Der Stamm ist knorrig, höckerig, rauh, und mag höchstens 1 Fuß dick werden. Die kleinern Zweige sind röthlich; eben so die Stiele der Blätter; die Blätter selbst gleichen den Myrthenblättern von mittler Größe, sie sind länglich, glatt, glänzend und von gelblich grüner Farbe. Im Winter fallen sie ab. Die prächtigen scharlachrothen Blüthen kommen mehrentheils einzeln aus den Winkeln der Zweige, doch in so großer Menge hervor, daß der Baum oft ganz damit bedeckt ist. Sie haben einen dicken, fleischigen, hochrothen und auf dem Fruchtknoten sitzenden Kelch von glockenförmiger Gestalt. Dieser ist oben durch fünf Einschnitte getheilt, und schließt die fünfblätterigen Blumenkronen mit vielen (zwanzig) Staubgefäßen ein. Nach lineischer Eintheilung gehört der Granatbaum in die zwölfte Klasse (Icosandria, Zwanzigmännige). Die Frucht gleicht der Rundung nach einem gemeinen Apfel. Oberwärts stehen noch, in etwas veränderter Gestalt, die fünf Abschnitte vom Kelche; von da laufen herabwärts nach dem Stiele mehrere Vertiefungen, welche

die Fächer anzeigen, in welche das Innere des Apfels getheilt ist, und deren man gewöhnlich neun zählen soll. Anfangs sieht der Apfel äußerlich grün aus; hernach fängt er an oben gelblichroth zu werden, welche Farbe nach und nach die ganze Oberfläche einnimmt; zur Zeit der völligen Reife sieht er äußerlich lichterbraun, innerlich gelblich aus. Fig. 4. zeigt einen reifen Granatapfel quer durchschnitten mit seinen Fächern und darin enthaltenen vielen Samen. Die Samenkörner sind in eine rothen saftigen Blase eingeschlossen, und schmecken scharf und herbe, wenn man sie in den Mund nimmt. Das schwammige Fleisch, worin die Samen liegen, ist fast lauter Saft, der nach Beschaffenheit der Art einen verschiedenen Geschmack hat.

Die saure Sorte findet man am häufigsten. Der Saft ist ungeachtet seiner Säure lieblich und im Sommer sehr erquickend. Man saugt ihn mit Vergnügen aus der Frucht. Er reinigt den Mund und erregt Eplust. An einigen Orten ist man die Kerne mit, und hält sie für sehr gesund. Im nördlichen Persien, wo es der Granatbäume so viele gibt, genießt man die Frucht auf verschiedene Art, theils roh, theils getrocknet; man macht auch Confituren davon und würzt sie Speisen damit. Daß die Granatapfel in den Morgenländern schon in den frühsten Zeiten sehr geschätzt wurden, sieht man aus der Bibel (5 Mos. 8, 8). Ubrigens ist auch selbst der Saft der sauren Granatapfel von verschiedner Art. Bey manchen Sorten hat er einen lieblichen Weingeschmack.

Süße Früchte findet man selbst schon im südlichen Europa von guter Beschaffenheit. Um Verona soll es treffliche und sehr süße Granaten geben. Auch im südlichen Frankreich trifft man sehr wohlgeschmeckende an. Noch besser sind diejenigen, welche auf der entgegengesetzten Küste des mittelländischen Meeres wachsen. Die Granatapfel in der Barbarey und im Marrokanischen sollen alle übrigen an Wohlgeschmack übertreffen. Weiter herab nach Süden scheinen sie nicht mehr gedeihen zu wollen. In der Gegend von Guinea sollen sie gar nicht reif werden, sondern vor der Zeit auf den Bäumen faulen und abfallen.

Die Größe dieser köstlichen Früchte scheint eben so, wie ihr Geschmack, verschieden zu seyn. Selbst in Persien, z. B. in der Provinz Gilan, gibt es sehr kleine, die noch nicht so groß sind, wie ein mittelmäßiger Apfel; dagegen findet man aber auch sehr große Sorten in Persien, wovon manche einem Straußeneß gleichen sollen. In Aegypten gibt es, nach den Berichten einiger Reisenden, Granatapfel, die 6 Pfund wiegen, und Kerne von der Größe der Kirschen haben. Um Aleppo soll eine Art ohne Kerne wachsen.

Zu uns kommen zwar Granatapfel aus Italien und Frankreich; doch, wie man denken kann, in einem Zustande, der von dem, worin sie sich frisch bey dem Abnehmen befinden, sehr verschieden ist. Man findet sie in Apotheken, wo sie als ein gutes Arzneimittel in verschiedenen Krankheiten gebraucht werden. Der saure Saft hat kühlende, zusammenziehende und der Fäulniß widerstehende Kräfte. Noch mehr äußert sich diese Kraft in der äußern Schale der Frucht. In hitzigen und Faulsiebern zeigt sie sich sehr wirksam. — Auch die Blüthen werden

in der Medizin gebraucht, und daher in Menge getrocknet aus dem südlichen Europa zu uns gebracht. Sie besitzen dieselbe Kraft, aber nur im geringeren Grade. Das nämliche gilt von dem Samen. Die Rinde kann zum Gerben des Leders gebraucht werden; auch soll sie in einigen Fällen die Stelle der China vertreten.

Die Granatbäume, welche in unsern Lustgärten gezogen werden, tragen keine Früchte. Man pflanzt sie also bloß um der schönen Blüthe willen, und hält daher mehr die Abart Fig. 2. mit gefüllten Blumen, welche in der That ein prachtvolles Ansehen haben. Die Pflege ist mit keiner sonderlichen Mühe verbunden. Man behandelt den Baum ungefähr eben so, wie Orangerie. Die Vermehrung ist leicht. Größere Bäume schlagen eine Menge Nebenschößlinge aus der Wurzel, die man absenken, oder wenn sie gleich Wurzel haben, fortpflanzen kann. Auch aus Samen kann man schöne Granatbäume ziehen. Man nimmt ihn aus reifen Früchten, die durch den Handel aus Italien, Frankreich &c. kommen. Die jungen Stämmchen setzt man im Frühjahre in gutes Land, und verpflanzt sie den Herbst in große Gefäße. Durch diese Behandlung erhält man bessere Stämme, und das Wachsthum geht schneller vor sich. Zum Abschneiden der geiten und überflüssigen Triebe ist der Herbst die bequemste Zeit; thut man es im Frühjahre, so wird die Blüthe zurückgehalten.